



Working Paper

Familiengründung im Partnerschaftskontext

Eine Analyse der Bedeutung der Bildungskonstellation von Paaren für eine Elternschaft anhand des Mikrozensus 1996-2004

Gerrit Bauer

Marita Jacob

Gerrit Bauer
Marita Jacob

Familiengründung im Partnerschaftskontext

Eine Analyse der Bedeutung der Bildungskonstellation von Paaren für eine Elternschaft anhand des Mikrozensus 1996-2004

Arbeitspapiere – Working Papers

Nr. 109, 2008

Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung

Bauer, Gerrit:

Familiengründung im Partnerschaftskontext: Eine Analyse der Bedeutung der
Bildungskonstellation von Paaren für eine Elternschaft anhand des

Mikrozensus 1996-2004 / Gerrit Bauer; Marita Jacob. –

Mannheim : 2008

(Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung ; 109)

ISSN 1437-8574

Nicht im Buchhandel erhältlich

Schutzgebühr: € 3,00

Bezug: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), Postfach, 68131 Mannheim

WWW: <http://www.mzes.uni-mannheim.de>

Redaktionelle Notiz:

Gerrit Bauer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Methoden der empirischen Sozialforschung und angewandte Soziologie an der Universität Mannheim. Er arbeitet gegenwärtig an der Vorbereitung eines Projekts zu Homogamie und Fertilität. Sein wesentliches Forschungsinteresse gilt der Familiensoziologie, insbesondere der Modellierung von partnerschaftlichen Entscheidungen und der Analyse von Bildungseinflüssen auf familiales Verhalten. Zudem beschäftigt er sich mit der Messung sozioökonomischer Positionen und mit dem Einfluss scheidungsrechtlicher Regelungen auf Geburten- und Scheidungsziffern.

Marita Jacob ist Juniorprofessorin für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Mannheim. Sie studierte Soziologie, Mathematik und Volkswirtschaftslehre an der Universität Gießen und an der Westminster University London (UK). Im Anschluss war sie Doktorandin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin und promovierte im Jahr 2003 an der Freien Universität Berlin. Von 2003 bis 2005 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg. Ihre Forschungsinteressen umfassen soziale Ungleichheit in Bildungssystemen sowie bei Übergängen von der Schule in den Arbeitsmarkt. Derzeit forscht sie über Bildungskarrieren von jungen Erwachsenen sowie über den Einfluss der Bildungskonstellation von Paaren auf Fertilitätsentscheidungen.

Zusammenfassung

Die meisten Kinder werden in bestehenden Paarbeziehungen gezeugt und geboren. Doch empirische Untersuchungen konzentrieren sich bei der Analyse fertilen Verhaltens bisher meist nur auf Merkmale eines Partners, in aller Regel auf Merkmale der Frau, seltener auf Merkmale des Mannes. Im vorliegenden Arbeitspapier nehmen wir dahingegen eine verhandlungstheoretische Perspektive ein und analysieren die Entscheidung für oder gegen die Familiengründung als partnerschaftliche Entscheidungssituation. Eine solche Paarperspektive trägt Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt und neuen Strukturen beruflicher Karrieren Rechnung, die den familialen Handlungskontext von Männern, aber auch die Opportunitätsstruktur von Frauen nachhaltig verändern.

Wir untersuchen den Einfluss der Bildungskonstellationen in Partnerschaften auf fertiles Verhalten anhand der Mikrozensus aus den Erhebungsjahren 1996 bis 2004. Im ersten Teil unserer empirischen Analysen zeigen wir deskriptiv, wie die Verbreitung von Elternschaften mit dem allgemeinen und beruflichen Ausbildungsniveau beider Partner variiert. Im multivariaten Analyseteil nehmen wir eine Lebensverlaufsperspektive ein und zeigen mittels eines Kohortendesigns, dass der Zeitpunkt der Familiengründung von Mitte der 1960er und Mitte der 1970er Jahre geborenen Frauen sowohl durch das Ausbildungsniveau der Frau als auch durch das ihres Partners beeinflusst wird. An diese detaillierte Betrachtung einzelner Kombinationen von Bildungsabschlüssen schließt sich eine direkte Modellierung der Bildungskonstellation, der Bildungshomogamie, an. Unsere Betrachtungen stellen eine wichtige Ergänzung zu bisherigen Analysen dar, weil wir einerseits explizit Paare analysieren und zudem Bildungseffekte nach allgemeiner und beruflicher Bildung trennen. Wir gelangen zu dem Ergebnis, dass Homogamie bezüglich der Allgemeinbildung die Wahrscheinlichkeit einer (frühen) Elternschaft ebenso fördert wie ein traditionelles Bildungsgefälle auf der Ebene beruflich qualifizierender Bildungszertifikate.

Inhalt

Einleitung	1
Familiengründung als partnerschaftliche Entscheidung.....	2
Klassische Familienökonomie	3
Bargaining-Modelle	4
Ableitung von Hypothesen	5
Forschungsstand	6
Untersuchungsdesign und Daten	8
Empirische Ergebnisse.....	10
Deskriptive Analysen	10
Multivariate Analysen.....	13
Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	21
Literatur.....	24
Anhang	26

Einleitung

Das zunehmende Bildungsniveau und die gestiegene Erwerbsorientierung von Frauen, ihre zunehmende ökonomische Unabhängigkeit und ein gewandeltes Verständnis von Geschlechterrollen werden immer wieder als Faktoren zur Erklärung von niedrigen Geburtenziffern herangezogen. In der öffentlichen Diskussion erlangt derzeit vor allem die als (zu) niedrig wahrgenommene Fertilität hoch gebildeter Frauen besondere Aufmerksamkeit. So hat die Bildungsexpansion zum Beispiel dazu geführt, dass Frauen die Familiengründung hinauszögern: Institutionalisierte Bildungszeiten ohne eigenes Erwerbseinkommen führen zu einer späteren Geburt des ersten Kindes (Blossfeld und Jaenichen 1990; Brüderl und Klein 1991; Brüderl und Klein 1993). Eine Vielzahl von Untersuchungen weist darauf hin, dass mit dem Bildungsniveau der Frau der Anteil der Kinderlosen steigt. Wenngleich in Deutschland verlässliche Daten über dauerhaft kinderlose Hochschulabsolventinnen nicht verfügbar sind, beziffern Schätzungen den Anteil in dieser hoch gebildeten Gruppe auf einen Wert von 25 (vgl. Schmitt und Winkelmann 2005) bis hin zu 40 Prozent (Duschek und Wirth 2005). Einige neuere Untersuchungen beschäftigen sich mit den Faktoren des Einflusses auf die Familiengründung bei Männern. Im Unterschied zu den Frauen sind es bei den Männern gerade diejenigen mit sehr geringer Formalbildung, die die niedrigsten Übergangsraten zur Vaterschaft haben. Nur zum Teil lässt sich der erhöhte Anteil der Kinderlosen unter besonders hoch gebildeten Frauen und gering qualifizierten Männern durch eine fehlende (feste) Paarbeziehung erklären (Klein 2003).

In den meisten Studien werden bislang weitgehend getrennt für Frauen und für Männer die Einflüsse von verfügbarem Humankapital, der Beschäftigungssituation oder des Erwerbseinkommens auf die Fertilitätsentscheidung analysiert. Unter der Annahme, dass in der Regel die Entscheidung für oder gegen die Geburt eines Kindes – sofern eine Partnerschaft besteht – gemeinsam von beiden Partnern getroffen bzw. zwischen ihnen ausgehandelt wird, ist es überraschend, dass bislang nur vergleichsweise wenige Studien sowohl theoretisch als auch empirisch die Merkmale beider Partner gemeinsam untersucht haben (vor allem Kohlmann und Kopp 1997; Klawon und Tiefenthaler 2001; Klein 2003; Andersson, Duvander und Hank 2005; Kurz 2005; Wirth 2007). Der vorliegende Beitrag setzt hier an und erweitert die bisherige Forschung um eine Betrachtung der Familiengründung im Partnerschaftskontext. Unsere Analyseeinheiten sind demnach nicht Individuen, sondern *Paare*. In diesem Beitrag geht es also nicht mehr darum, die Relevanz des Eingehens einer Partnerschaft für die Familiengründung zu untersuchen. Unser Interesse richtet sich hingegen auf Merkmale beider Partner innerhalb einer bestehenden Paargemeinschaft. Zwar mag es zunächst einleuchtend erscheinen, dass gerade der Lebenssituation der Frau eine besonders große Bedeutung bei der Erklärung von Kinderlosigkeit und niedrigen Geburtenziffern zukommt. Veränderte Rahmenbedingungen in den Familienstrukturen und am Arbeitsmarkt sowie eine Abkehr von tradierten Rollenbildern (vgl. Nave-Herz 2004: 182-186; Blohm 2006) weisen allerdings darauf hin, dass zur Erklärung fertiler Prozesse eine Erweiterung der Perspektive hin zur Beachtung von Paarkonstellationen sinnvoll und notwendig ist. So ist beispielsweise davon auszugehen, dass familienbezogene Entscheidungen nicht allein von der Frau allein getroffen werden, sondern dass es sich um eine partnerschaftliche Entscheidung handelt, in die die Inte-

ressen beider Partner einbezogen werden (z.B. Tölke 2005). Bei der Betrachtung des Partnerschaftskontexts konzentrieren wir uns auf die Frage, wie sich das eigene Bildungsniveau in Kombination mit dem des Partners auf die Entscheidung für oder gegen Kinder auswirkt. So ist es durchaus denkbar, dass beispielsweise das Fertilitätsverhalten hoch gebildeter Frauen mit dem Bildungsniveau ihres Partners variiert. Allgemeiner formuliert wollen wir im vorliegenden Beitrag also folgende Frage beantworten: *Unterscheidet sich die Fertilität von Paaren, in denen die Partner das gleiche Bildungsniveau aufweisen (bildungshomogame Paare) von der Fertilität von Paaren, in denen der Mann (hypergame Paare) bzw. die Frau (hypogame Paare) höher gebildet ist als der Partner?*

Als theoretischen Ausgangspunkt wählen wir die klassische ökonomische Theorie der Familie, die wir durch ein Verhandlungsmodell ergänzen. Wir gehen dabei insbesondere davon aus, dass beide Partner abhängig von ihren vorhandenen Ressourcen die Entscheidungssituation unterschiedlich strukturieren. Der Partnerschaftskontext bildet somit den Rahmen für einen Entscheidungsprozess, an dessen Ende nach Aushandlungen zwischen Frau und Mann die Entscheidung für oder gegen ein (weitere) Kind feststeht.

Nach einer Darstellung verschiedener theoretischer Erklärungen, die sich auf Paare anwenden lassen, leiten wir unsere zentralen Hypothesen zur Bedeutung der Bildungskonstellation in Partnerschaften für eine Elternschaft ab. Nach einem Überblick über den dazu bereits vorhandenen Forschungsstand führen wir eigene empirische Analysen mit den Daten des Mikrozensus aus den Jahren 1996 bis 2004 durch. Hier untersuchen wir anhand einer detaillierten Klassifikation von allgemeinen und beruflichen Bildungsniveaus, welche Paare besonders häufig kinderlos bleiben. Nach dieser Untersuchung modellieren wir als Alternative zu einer so detaillierten Berücksichtigung der Bildungsgrade beider Partner das Bildungsgefälle bzw. die Bildungshomogamie in Regressionsmodellen. Unser Beitrag endet mit einer Diskussion der abgeleiteten Hypothesen vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse. Hierbei gelangen wir zu der Schlussfolgerung, dass die Wahrscheinlichkeit der Elternschaft mit den Bildungsniveaus beider Partner variiert. Ein vereinfachtes familienökonomisches Modell kann die unterschiedlichen Effekte der Bildung von Frauen und Männern aber nicht erklären.

Familiengründung als partnerschaftliche Entscheidung

Warum ist es notwendig, die Entscheidung für oder gegen die Geburt von Kindern aus einer Paarperspektive heraus zu analysieren? Wir nehmen eine Paarperspektive ein, weil wir davon ausgehen, dass in der Regel die Entscheidung für oder gegen die Geburt eines Kindes – sofern eine Partnerschaft besteht – gemeinsam von beiden Partnern getroffen bzw. zwischen ihnen ausgehandelt wird (Miller und Pasta 1996: 312). Ein korrekt spezifiziertes Modell zur Analyse fertilitätsbezogener Entscheidungen sollte daher möglichst Merkmale beider Partner berücksichtigen (Thomson und Hoem 1998: 322; Kurz 2005: 178; Schmitt 2005: 19). Im Folgenden stellen wir zunächst die Argumente der klassischen Familienökonomie sowie daran anschließend sogenannte *Bargaining*-Modelle vor, in denen die Verhandlungssituation in Partnerschaften im Vordergrund steht.

Den zugrunde liegenden Entscheidungsprozess modellieren wir wie folgt: Zunächst gehen wir davon aus, dass sich Paare tatsächlich bewusst für oder gegen Kinder entscheiden. Diese Entscheidung findet unter gegebenen Präferenzen der beiden Partner statt, d. h. ob und wie stark ein Kinderwunsch vorhanden ist. Die Abstimmung der Partner, ob und wann ein solcher Kinderwunsch realisiert wird, erfordert einen Aushandlungs- und Entscheidungsprozess.

Klassische Familienökonomie

Sowohl die Entscheidung für oder gegen die Partizipation der Frau am Arbeitsmarkt als auch die Entscheidung zur Familiengründung wird aus Sicht der klassischen ökonomischen Theorie der Familie auf Haushaltsebene in einem innerfamilialen Konsens getroffen. Dabei wird der gemeinsame Haushaltsnutzen maximiert. Die Theorie geht also davon aus, dass die Haushaltsmitglieder gemeinsame statt individuelle Präferenzen haben, die im Haushalt entstehenden Kosten gemeinsam tragen und auf die gleiche Weise am Nutzen teilhaben. In der klassischen Familienökonomie spielen insbesondere die Opportunitätskosten bei der Entscheidung für Kinder eine Rolle: Durch die Geburt eines Kindes entstehen Opportunitätskosten durch entgangenes Einkommen aufgrund eingeschränkter Erwerbstätigkeit – zumindest eines Partners. Daher geht die Familienökonomie davon aus, dass sich der Haushaltsnutzen durch Spezialisierungsvorteile und eine effiziente Arbeitsteilung im Haushalt maximieren lässt: dann, wenn – in idealtypischer Weise – der Partner mit den geringeren Opportunitätskosten die Betreuungs- und Erziehungsaufgaben übernimmt und der andere Partner weiterhin einer Erwerbstätigkeit nachgeht.

Individuelle Rationalitäten sind aber nicht notwendigerweise deckungsgleich mit der Haushaltsrationalität. So kann im klassischen Modell durchaus die Situation entstehen, dass der Haushaltnutzen ansteigt, obwohl gleichzeitig der individuelle Nutzen eines Partners sinkt – dann, wenn ein Partner maximale Opportunitätskosten durch die Aufgabe der Erwerbstätigkeit trägt und gleichzeitig keinen (zusätzlichen) individuellen Nutzen erzielen kann.¹ Neuere Theorien, so genannte *Bargaining-Modelle*, berücksichtigen daher die individuellen, möglicherweise unterschiedlichen Interessen der Beteiligten und die Lösungsmöglichkeiten in einer Verhandlungssituation. Werden derartige Verhandlungsspiele von interessensgeleiteten Individuen modelliert, so wird unterstellt, dass die Aufteilung erzielter Nut-

¹ Geht man des Weiteren davon aus, dass Konsequenzen der Entscheidung auch über die Dauer der Partnerschaft hinausreichen, das heißt auch der Fall einer Trennung bedacht werden muss, ergibt sich ebenfalls eine konkurrierende Individualrationalität zur Haushaltsrationalität. Durch die der neo-klassischen Theorie nach effizienten Arbeitsteilung der Partner im Haushalt – idealtypischer Weise: ein Partner geht der Erwerbsarbeit nach, ein Partner übernimmt die Betreuungs- und Erziehungsaufgaben – entstehen zwar einerseits Spezialisierungsgewinne, andererseits verändern sich die Risiken und Kosten für den Fall des Scheiterns der Partnerschaft. Dies gilt vor allem für den auf Hausarbeit und Kinderbetreuung spezialisierten Partner. Aufgrund des im Trennungsfall geringeren Einkommens und den somit schlechteren Alternativmöglichkeiten ist dessen Verhandlungsposition bereits während der bestehenden Partnerschaft geschwächt (Ott 1989).

zenerträge (Ressourcen, Güter, Aktivitäten) von der individuellen Verhandlungsposition in der Familie abhängig ist.²

Bargaining-Modelle

Die Entscheidung zur Realisierung eines Kinderwunschs gestaltet sich dann einfach, wenn die Präferenzen der Partner gleich sind und beide einen positiven Nutzen aus dem Verhandlungsergebnis erzielen können. Gibt es jedoch Divergenzen, ist ein Aushandlungsprozess vonnöten, um zu einer Entscheidung auf Paarebene zu kommen. Gemeinsam ist den *Bargaining*-Modellen die Abkehr von der Annahme der klassischen familienökonomischen Theorie, nach der ein innerfamiliärer Konsens über die Maximierung einer gemeinsamen Haushaltsproduktionsfunktion vorherrscht und die individuellen Bewertungen der Familienmitglieder von diesem nicht abweichen. Ein zentrales Element der Verhandlungsmodelle ist die Annahme, dass beide Partner eigene Interessen haben, die in die Entscheidungsfindung eingehen. Zudem spielen in den *Bargaining*-Modellen neben der Kosten-Nutzen-Rationalität auch soziale und kulturelle Faktoren eine Rolle.

Ausgangspunkt ist erneut die Annahme, dass eine Entscheidung über die Realisierung eines Kinderwunschs getroffen wird. Paare wenden unterschiedliche „Regeln“ an (*bargaining rules*), um eine Entscheidung über die Verteilung von Ressourcen innerhalb des Haushalts oder die Aufgabenverteilung zu treffen. Corijn et al. (1996: 119) beschreiben mehrere Entscheidungsregeln für Fertilitätsentscheidungen, zum Beispiel die *egalitarian rule*, gemäß der beide Partner bei der Entscheidungsfindung in etwa das gleiche Gewicht haben, sodass im Fall divergierender Interessen ein Kompromiss gesucht wird. Möglich ist aber auch, dass einer der beiden Partner ein größeres Entscheidungsgewicht besitzt und seine Präferenzen durchsetzen kann. Dies kann einerseits aufgrund kultureller und tradierter Geschlechterverhältnisse geschehen, in denen der männliche Partner wichtige Lebensentscheidungen des Paares bestimmt (*gender rule* oder *patriarchal rule*). Nimmt man jedoch die tatsächliche Betroffenheit von einer möglichen Realisierung des Kinderwunsches als Ausgangspunkt für die Entscheidungsfindung, ergibt sich ein Übergewicht der Frau. Die *sphere of interest rule* bedeutet, dass Frauen ein stärkeres Entscheidungsgewicht zukommt, da sie von Schwangerschaft und Geburt körperlich betroffen sind und zudem häufig auch stärker in die Versorgung und Betreuung des Kindes eingebunden sind. In diesem Fall gilt, dass Frauen mit gleichen Merkmalen unabhängig vom jeweiligen Partner das gleiche fertile Verhalten aufweisen. Dagegen drückt die *power rule* aus, dass die Entscheidung abhängig von der Ressourcenausstattung der Akteure ist, wobei mit besserer Ausstattung ein höheres Entscheidungsgewicht einhergeht. In diesem Fall ist die jeweilige Konstellation innerhalb der Partnerschaft von Bedeutung dafür, ob und wie eine Entscheidung gefällt wird.

² Eine theoretisch-formalisierte Darstellung partnerschaftlicher Verhandlungen im Fall divergierender Interessen beschreibt z. B. Kalter (1997) für Wohnortwechsel. Er berücksichtigt hierbei, wie stark sich die Interessen der beiden Partner unterscheiden, um unterschiedliche Verhandlungssituationen zu charakterisieren. Wir konzentrieren uns dagegen auf die Lösungsmöglichkeiten bei divergierenden Interessen, die sich durch unterschiedliche Verhandlungspositionen bzw. Entscheidungsgewichte ergeben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die familienökonomische Theorie von einer konsensualen Entscheidungen auf Haushaltsebene ausgeht, bei der insbesondere die Opportunitätskosten aufgrund entgangenen Einkommens und eine entsprechende Arbeitsteilung in der Familie von Bedeutung sind. Andererseits spielen bei den *Bargaining*-Modellen individuelle Interessen und partnerschaftliche Dominanz eine Rolle, abhängig davon, welche Entscheidungsregel angewandt wird (z. B. Vorrang der Präferenzen der Frau wegen der stärkeren körperlichen [und ggf. zeitlichen] Belastung, Vorrang der Interessen des Mannes wegen traditioneller Einstellungen). Sind nun die Macht- und Verhandlungspositionen der beiden Partner so verteilt, dass sich gleichzeitig der jeweils eigene und der gemeinsame Haushaltsnutzen maximieren lassen, unterscheiden sich die Erwartungen nicht, die sich aus beiden Theorien hinsichtlich der Fertilitätsentscheidungen ergeben. Daher sind die beiden hier vorgestellten theoretischen Ansätze auch nicht als disjunkt und vollständig konkurrierend zu sehen. Argumente beider Theorien aufgreifend leiten wir im folgenden Abschnitt Hypothesen über den Zusammenhang zwischen der Bildungskonstellation eines Paares und der Verbreitung dauerhafter Kinderlosigkeit sowie dem Zeitpunkt der Geburt eines (ersten) Kindes ab.

Ableitung von Hypothesen

Bei der Ableitung der Hypothesen sowohl aus dem familienökonomischen Modell als auch aus den verhandlungstheoretischen Überlegungen stellen wir zunächst das Erwerbspotenzial ins Zentrum der Argumentation, das einerseits die Höhe möglicher Opportunitätskosten aufgrund entgangenen Einkommens beinhaltet und andererseits die Verhandlungsmacht im Partnerschaftskontext beeinflusst. Darüber hinaus werden wir kulturell bedingte Einstellungen zur Machtverteilung von Partnern hinzuziehen, die ebenfalls den Prozess der partnerschaftliche Entscheidung beeinflussen, ob und zu welchem Zeitpunkt ein (erstes) Kind geboren wird.³

- Hypothesen zum *Bildungsniveau beider Partner*: Die Familienökonomie legt nahe, dass generell mit insgesamt zunehmender Bildung beider Partner die Opportunitätskosten durch Kinder für den Gesamthaushalt ansteigen, was zu einem steigenden Anteil an kinderlosen Paaren oder zumindest zu einer Verzögerung der Fertilitätsentscheidung führt.⁴ Auch die *power rule*, nach der sich der jeweils höher gebildete Partner mit dem größeren Erwerbspotenzial im Aushandlungsprozess eher durchsetzen kann, lässt erwarten, dass in homogam hoch gebildeten Partnerschaften eine besonders starke Verbreitung der Kinderlosigkeit bzw. ein Aufschub der Fertilitätsentscheidung zu erwarten ist. Umgekehrt gilt aus Sicht der Familienökonomie, dass Paare mit einer großen Bildungsdifferenz eine höhere Wahrscheinlichkeit für Kinder haben, da die Opportunitätskosten des ohnehin eher auf Hausarbeit spezialisierten Partners gering sind. Hier ist besonders hervorzuhe-

³ Der Zeitbegriff bezieht sich hier auf das Alter der Frau bei der Geburt des ersten Kindes und nicht auf eine paarbezogene Zeitdimension (z. B. Dauer seit Beginn der Partnerschaft, vgl. dazu Klein 2003).

⁴ Hier gehen wir vom Gesamtniveau beider Partner aus, d. h. allgemeine und berufliche Bildung zusammengefasst.

ben, dass aus der klassischen Familienökonomie grundsätzlich keine Unterschiede zwischen hypo- bzw. hypergamen Paaren zu erwarten sind.

- Hypothesen zur *beruflichen Bildung*: Wir erwarten, dass Kinder eher und früher vorhanden sind, wenn der Mann beruflich höher gebildet ist als die Frau, da sich aus Sicht der Familienökonomie in dieser Situation besonders große Gewinne durch Arbeitsteilung und Spezialisierung ergeben. Zur gleichen Hypothese gelangt man, wendet man das *Power-rule*-Modell der Entscheidung an. Dieses besagt, dass derjenige mit dem größeren Erwerbspotenzial die Entscheidung abschließend bestimmt (hier: der beruflich höher gebildete Mann). In Anbetracht empirisch bestehender Unterschiede der (faktischen und erwarteten) Renditen am Arbeitsmarkt, z. B. Lohndifferenzen, erwarten wir für beruflich höher gebildete Frauen, dass die Spezialisierungsvorteile in diesem Fall geringer sind, sodass sich in der Konstellation ‚Frau beruflich höher gebildet als der Mann‘ etwas seltener Kinder beobachten lassen als in hypergamen Paarbeziehungen. Wendet man dagegen die *sphere of interest rule* an, würde man erwarten, dass allein das berufliche Bildungsniveau der Frau ausschlaggebend ist, d. h. Frauen mit gleicher Bildung zeigen das gleiche fertile Verhalten und es gibt keine zusätzlichen Effekte der jeweiligen Bildung des Partners.
- Hypothesen zur *allgemeinen Bildung*: Während wir bisher überwiegend die berufliche Bildung als Indikator für das Erwerbspotenzial verwendet haben, ziehen wir nun darüber hinaus das allgemeine Bildungsniveau als Indikator für mehr oder weniger tradierte Wertvorstellungen heran. So argumentiert die *gender* bzw. *patriarchal rule* der Verhandlungstheorie, dass im Fall tradierter Wertvorstellungen vor allem Männer Entscheidungen fällen, ohne Berücksichtigung von Opportunitätskosten der Frau. Bei Paaren mit einer gering gebildeten Frau erwarten wir daher, dass eigene Interessen zurückgestellt werden und (unter der Annahme, dass Männer unterschiedlichen Bildungsniveaus die gleiche Präferenz für Kinder zeigen) das gleiche fertile Verhalten auftritt. Kinder werden hier häufiger und früher geboren als in Partnerschaften mit einer höher allgemein gebildeten Frau. Dieses Argument gilt auch unter Kontrolle des beruflichen Bildungsabschlusses der Frau.
- Hypothesen zur *Bildungskonstellation in Ehen vs. NELs (nichteheliche Lebensgemeinschaften)*: Laut Familienökonomie ist die Bedeutung der hypergamen Bildungskonstellation v. a. in Ehen hoch, weil dort zusätzliche Anreize zur Spezialisierung vorhanden sind (z. B. Steuervorteile durch Ehegattensplitting und Mitversicherungsmöglichkeiten des nicht erwerbstätigen Partners in der Krankenversicherung; zudem eine bessere Absicherung des auf Hausarbeit spezialisierten Partners im Scheidungsfall). Wir erwarten daher die höchste Wahrscheinlichkeit für gemeinsame Kinder, wenn die Partner in hypergamen Ehe leben.

Forschungsstand

Die Relevanz des Partnerschaftskontexts wurde bisher nur in vergleichsweise wenigen empirischen Forschungsarbeiten berücksichtigt (vor allem Kohlmann und Kopp 1997; Klawon und Tiefenthaler 2001; Klein 2003; Andersson, Duvander und Hank 2005; Kurz 2005; Wirth 2007). Klein (2003) stellt in seinen Analysen auf Datengrundlage des Familiensurveys 2000 zunächst ein rein strukturelles Argu-

ment in den Vordergrund: Mit dem Bildungsniveau variieren die Chancen auf dem Heiratsmarkt. In Anbetracht des in Deutschland in jüngeren Kohorten mittlerweile vorzufindenden „Männerüberschusses“ sind diese Chancen gerade für niedrig gebildete Männer vergleichsweise schlecht. Die hohe Kinderlosigkeit niedrig gebildeter Männer, aber auch die hoch gebildeter Frauen, kann also zumindest partiell über das Nichtvorhandensein einer (dauerhaften) Partnerschaft erklärt werden. Kurz (2005) untersucht mit Daten des Sozioökonomischen Panels (1984-2002) die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. Sie analysiert dabei gleichzeitig Einflüsse von Bildung, Klassenposition und Arbeitsmarktsituation von Männern und berücksichtigt in weiterführenden Modellen zusätzlich das Bildungsniveau der Partnerin sowie ihren Erwerbsstatus. Als zentrales Ergebnis berichtet Kurz, dass die Übergangsrate zum ersten Kind bei Männern, die mit einer Partnerin zusammenleben, nur noch geringfügig mit der jeweiligen Bildung und Arbeitsmarktposition variiert.

Im Gegensatz zu Kurz analysiert Wirth (2007) Kinderlosigkeit von Paaren, beschränkt sich aber auf die Bildungseinflüsse beider Partner. In dieser Studie zur Fertilität anhand der Mikrozensus 1991, 1995, 1999 und 2003 zeigt Wirth, dass hypergame Paare mit einem hoch gebildeten Partner und einer niedriger gebildeten Partnerin seltener kinderlos sind als homo- oder hypogame Ehepaare. Die Studie bezieht sich allerdings nur auf Paare mit mindestens einem hoch qualifizierten Partner (Fachhochschul- oder Universitätsabschluss), so dass eine Verallgemeinerung auf alle möglichen Bildungskonstellationen in Partnerschaften noch aussteht. Dass die Paarkonstellations Fertilitätsentscheidungen von Frauen beeinflusst, zeigt auch Kreyenfeld (2002) im Rahmen einer paritätsspezifischen Analyse, ebenfalls auf Basis des Mikrozensus, hier aus dem Erhebungsjahr 1997. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass das berufliche Bildungsniveau der Frau auf Erstgeburten einen negativen, auf Geburten zweiter Ordnung aber einen positiven bivariaten Effekt aufweist. Unter Kontrolle des beruflichen Bildungsniveaus des Partners reduziert sich der Effekt auf ein nicht signifikantes Niveau. Ein ähnliches Vorgehen, eine paritätsspezifische Analyse mit Merkmalen beider Partner, hatten bereits Kohlmann und Kopp (1997) vorgeschlagen. Diese konnten zeigen, dass sich der Einfluss von Eigenschaften beider Partner von Parität zu Parität verändert, was als eine Veränderung in der Lage des Drohpunkts⁵ (insbesondere nach der Erstgeburt) interpretiert wird. Kohlmann und Kopp verzichteten aber auf eine unmittelbare Modellierung des Entscheidungsprozesses, weshalb sich auch nicht sagen lässt, um welche Art eines Entscheidungsspiels es sich handelt.

Durch einen Vergleich des eher traditionell orientierten Flandern mit den moderner orientierten Niederlanden versuchen Corijn et al. (1996) aufzuzeigen, wie das Einflussgewicht der Partner im Aushandlungsprozess durch kulturelle Vorstellungen mit beeinflusst wird. In der flämischen Region überwiegt der Einfluss von Konfession und Bildung der Frau gegenüber den Effekten des Mannes. Dieser Befund wird als *Sphere-of-interest*-Entscheidung gedeutet. In den Niederlanden – mit einem größeren Anteil höher gebildeter Frauen – sind die Befunde hingegen weniger eindeutig. Dies wird aber unter

⁵ Diese Modelle nehmen als Drohpunkt den alternativen Nutzen eines Partners an, der außerhalb der bestehenden Partnerschaft, also nach einer Trennung oder Scheidung, erzielt werden kann. Die Höhe dieses Alternativnutzens kennzeichnet die Lage des „Drohpunktes“. Der Drohpunkt ist der unterste Wert, bis zu dem sich der Verbleib in einer gegebenen Partnerschaft für einen Akteur lohnt (z.B. Esser 2000: 404)

anderem darauf zurückzuführen sein, dass die Population auf unter 30-jährige Frauen eingeschränkt wurde und sich Bildungs- und Institutioneneffekt daher nicht trennen lassen.

Klawon und Tiefenthaler (2001) stellen das klassische familienökonomische Modell einem *Bargaining*-Modell empirisch mit Daten einer großen brasilianischen Haushaltsbefragung gegenüber. Sie können hierbei zeigen, dass ein verhandlungstheoretisches Modell dem der Familienökonomie vorzuziehen ist, weil *Bargaining*-Modelle auf die offenbar nicht erfüllte Annahme gepoolter Ressourcen und der konsensualen Maximierung einer gemeinsamen Haushaltsproduktionsfunktion verzichten. Insbesondere Transfereinkommen und -leistungen haben für Mütter einen deutlich negativeren Effekt auf die Fertilität als solche Leistungen für Väter haben. Dies interpretieren die Autoren dahingehend, dass vorhandene Einkommen unterschiedlich für die Bedürfnisse der einzelnen Haushaltsmitglieder bzw. des Gesamthaushalts aufgewendet werden.

Somit liefern die hier berichteten Studien ein uneinheitliches und unvollständiges Bild: Während Kurz (2005) keine Unterschiede zwischen Paaren mit unterschiedlich gebildeten Männern findet, deuten die Ergebnisse von Wirth (2007) und Kreyenfeld (2002) dagegen auf ausgeprägte bildungsspezifische Unterschiede hin. Wirth analysiert allerdings nur Paare mit mindestens einem hoch gebildeten Partner, während Kreyenfeld vor allem paritätsspezifische Unterschiede herausarbeitet. Klawon und Tiefenthaler (2001) können wiederum nur indirekt zeigen, dass die Partnerkonstellation für Fertilität von Bedeutung ist, da sich ihre Ergebnisse vorwiegend auf einen möglicherweise nur temporären Bezug von Transfereinkommen beziehen. Die folgenden Analysen ergänzen die bisherige Forschung dahingehend, dass wir zum einen systematisch alle möglichen Konstellationen von beruflicher und allgemeiner Bildung in Partnerschaften unterscheiden. Dadurch lässt sich die unterschiedliche Bedeutung von einerseits beruflicher Bildung (im Sinne von Erwerbspotenzial und Opportunitätskosten) und andererseits Allgemeinbildung (im Sinne von kulturellen Vorstellungen über Geschlechtsrollen) trennen. Teilweise ergeben sich erst aus dieser Unterscheidung konkurrierende Vorhersagen der familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Modelle. Zum anderen werden wir mit einer (Lebens-) Verlaufsperspektive altersbezogene Wahrscheinlichkeiten für vorhandene Kinder von Männern und Frauen mit je unterschiedlich gebildeten Partnern aufzeigen, um auch ‚Timing‘-Effekte abzubilden.

Untersuchungsdesign und Daten

Zur Untersuchung der Einflüsse des Bildungsniveaus beider Partner auf Übergänge zur Elternschaft werden mehrere Erhebungen des Mikrozensus aus den Jahren 1996 bis 2004 kumuliert. Die Analyseinheiten sind Paarbeziehungen, die entweder in Form einer Ehe oder in Form einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vorliegen. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften werden in den folgenden Analysen berücksichtigt, sofern sie sich aus zwei bis dahin ledigen Partnern zusammensetzen. Die untersuchte Population umfasst insgesamt 95.291 Paarbeziehungen, davon 84.993 Ehen und 10.298 nichteheliche Lebensgemeinschaften.

Während wir uns in den deskriptiven Analysen auf Frauen (mit ihrem jeweiligen Partner) am Ende ihrer fertilen Phase beschränken, sind die multivariaten Analysen zum Teil in Form eines Kohortendesigns angelegt und berücksichtigen Paare mit Frauen der beiden Geburtskohorten 1964-1966 (Kohorte 1) und 1974-1976 (Kohorte 2). Beide Kohorten wurden mit den Mikrozensus 1996-2004 in neun aufeinanderfolgenden Jahren beobachtet. Die Frauen der Kohorte 1 waren im Beobachtungszeitraum somit zwischen 30 und 40, die der Kohorte 2 zwischen 20 und 30 Jahre alt (vgl. Tabelle A1 im Anhang).⁶

Die abhängige Variable Elternschaft wird im Mikrozensus nach dem Koresidenzprinzip erfasst. Folglich besteht eine Elternschaft nur dann und auch nur so lange, wie minderjährige Kinder im Haushalt ihrer Eltern leben. Kinder, die nicht bei den Eltern im Haushalt leben, schon ausgezogen sind oder das 18. Lebensjahr bereits vollendet haben, werden daher nicht erfasst. Würde man nur die Fertilität von Frauen am Ende ihrer fertilen Phase (um das 45. Lebensjahr) untersuchen, würden gerade niedrig gebildete Frauen, die in jungen Jahren Kinder geboren haben, als (wieder) kinderlos erfasst werden. Als zusätzliche Restriktion muss bei der Datenanalyse bedacht werden, dass aufgrund der Querschnittsstruktur des Mikrozensus nur der aktuelle Partner einer Frau erfasst wird, der nicht notwendigerweise der Partner zum Zeitpunkt der Fertilitätsentscheidung war. Um dieses Problem einzuschränken, untersuchen wir nur Paare innerhalb eines gemeinsamen Haushalts, bei denen entweder beide Partner ledig sind oder bei denen beide Partner miteinander verheiratet sind. Zusammenlebende Paare, in denen mindestens ein Partner geschieden ist, werden ausgeschlossen.

Trotz dieser genannten Einschränkungen hat der Mikrozensus gegenüber anderen Datenquellen bedeutende Vorteile, was unsere zentrale unabhängige Variable anbelangt: die Bildungskonstellation auf Paarebene.⁷ Zum einen liegen hier Angaben zur Bildung beider Partner vor, zum anderen ist aufgrund der großen Fallzahl im Mikrozensus eine sehr feine Differenzierung der jeweiligen Bildungsniveaus möglich und auch seltene Bildungskonstellationen werden beobachtet (beispielsweise extreme Bildungshypogamie). Das höchste erreichte Bildungsniveau beider Partner ist nach der CASMIN-Klassifikation (vgl. Tabelle 1) gemessen, sodass sowohl unterschiedliche Niveaus an allgemeinbildenden Schulabschlüssen als auch Unterschiede im beruflichen Ausbildungsniveau in den Analysen berücksichtigt werden können (Lechert, Schroedter und Lüttinger 2006). Paare, in denen mindestens ein Partner noch in Ausbildung ist, werden nicht berücksichtigt, um den Effekt der Bildungsbeteiligung (Institutionen-Effekt) auf fertiles Verhalten auszuklammern.

⁶ Eine übergreifende Analyse beispielsweise der Kohorte 1964-1966 vom Alter 20 bis zum Alter 40 ist aufgrund der Datenlage nicht ohne Weiteres möglich, da unter anderem erst ab dem Mikrozensus des Jahres 1996 die relevanten Variablen und Bandsatzerweiterungen einheitlich erhoben bzw. generiert wurden. Zudem stehen zwischen 1996 und 2004 Scientific Use Files im jährlichen Turnus zur Verfügung.

⁷ Die theoretisch zugrunde liegende Variable ist die *Bildungsdifferenz* zwischen zwei Partnern, also eine metrische Variable. Im vorliegenden Papier haben wir uns – wie in den Hypothesen formuliert – für eine sehr einfache Operationalisierung entschieden, die lediglich zwischen einer positiven Bildungsdifferenz (Mann höher gebildet als die Frau, hypergame Paare), keine Bildungsdifferenz (homogame Paare) und einer negativen Bildungsdifferenz (Frau höher gebildet als der Mann, hypogame Paare) unterscheidet. Durch die weitere Berücksichtigung des je einzelnen Bildungsniveaus sind wir darüber hinaus in der Lage, den Einfluss des Partners in Relation dazu zu setzen.

Tabelle 1: Die Bildungsklassifikation CASMIN für Deutschland

CASMIN	Art des Bildungsabschlusses
1a	kein Abschluss
1b	Hauptschulabschluss ohne berufliche Ausbildung
1c	Hauptschulabschluss und berufliche Ausbildung
2b	Mittlere Reife ohne berufliche Ausbildung
2a	Mittlere Reife und berufliche Ausbildung
2c_allg	Fachhochschulreife/Abitur ohne berufliche Ausbildung
2c_berufl	Fachhochschulreife/Abitur und berufliche Ausbildung
3a	Fachhochschulabschluss
3b	Hochschulabschluss

In den multivariaten logistischen Regressionsmodellen werden weitere Variablen berücksichtigt: Das Alter und die Kohortenzugehörigkeit der Frau werden über Dummyvariablen in das Modell einbezogen. Unterschiede zwischen Ehen und NELs werden durch eine separate Schätzung der beiden Gruppen untersucht. Um den Einfluss der unabhängigen Variablen direkt miteinander vergleichen zu können, werden y-standardisierte Koeffizienten berechnet (vgl. Allison 1999; Long und Freese 2006 zur Vergleichbarkeit von logit-Koeffizienten bei unterschiedlichen Gruppen).

Empirische Ergebnisse

Deskriptive Analysen

In diesem Abschnitt werden einige deskriptive Befunde zu Elternschaft und ergänzend zur Kinderzahl in unterschiedlichen Paarkonstellationen dargestellt. Wir beschränken uns hier zunächst auf Paare, bei denen die Frauen 38 bis 40 Jahre alt und damit am Ende ihrer fertilen Phase sind. Das heißt, wir betrachten im Folgenden einen Querschnitt von Frauen der Geburtskohorten 1964 bis 1966 im Jahr 2004 mit ihrem jeweiligen Partner.

Gemäß den Erwartungen, die sich aus der Höhe der Opportunitätskosten und den Anreizen zur Spezialisierung im Haushalt ergeben, zeigen die Ergebnisse in Tabelle 2, dass in hypogamen Paarbeziehungen, in denen die Frau über ein höheres Bildungsniveau verfügt als ihr Partner, dauerhafte Kinderlosigkeit gegen Ende der fertilen Phase am weitesten verbreitet ist (18 %). Am geringsten ist der Anteil an kinderlosen Paaren in homogamen Partnerschaften (16 %), in denen beide Partner das gleiche Bildungsniveau aufweisen. Der Unterschied zu hypergamen Paaren ist allerdings nur sehr gering (ebenfalls 16 %). In den hypergamen Paargemeinschaften leben zudem durchschnittlich am meisten Kinder (1,65). Dahingegen sind hypogame Paare mit durchschnittlich 1,55 Nachkommen am kinderärmsten.

Tabelle 2: Elternschaft und Kinderzahl in unterschiedlichen Bildungskonstellationen

Typ der Paar-konstellation	Anteil an Eltern-schaften in Prozent, Alter der Frau 38-40 Jahre	Durchschnittliche Kinderzahl, Alter der Frau 38-40 Jahre	Fälle (Paare)
Hypergamie	83.6	1.65	4.531
Homogamie	83.9	1.56	8.026
Hypogamie	82.2	1.55	3.874
Insgesamt	83.4	1.58	16.431

Hypergamie: Mann hat höheren Bildungsabschluss als Frau.

Homogamie: Bildungsgleichheit zwischen Mann und Frau.

Hypogamie: Frau hat höheren Bildungsabschluss als Mann.

Die CASMIN-Klassifikation wird hier zunächst vereinfachend als eindimensionale Ordinalität interpretiert.

Daten: Mikrozensus 2004 (Scientific Use File).

Der Unterschied zwischen hyper- und hypogamen Paaren legt nahe, dass tatsächlich die Fertilitätsentscheidung in Partnerschaften, in denen die Frau höher gebildet ist als der Mann, eine andere ist, als bei Paaren, in denen der Mann eine höhere Bildung als die Frau aufweist. Die Ergebnisse aus Tabelle 2 geben nun noch keinen Aufschluss darüber, inwieweit neben der Gesamtbildungskonstellation auch das jeweilige Bildungsniveau von Frauen und Männern den Anteil an kinderlosen Paaren mitbestimmt und welche Unterschiede sich je nach allgemeiner und beruflicher Bildung ergeben. Dies werden wir im Folgenden genauer betrachten. Aus den je neun Bildungsniveaus beider Partner ergeben sich 81 mögliche Kombinationen, für die der prozentuale Anteil an Elternschaften in Tabelle 3 ausgewiesen wird. Die geringe Häufigkeit einzelner Bildungskonstellationen kann allerdings mitunter zu starken Schwankungen im Anteil der Kinderlosen führen (vgl. Tabelle A2 im Anhang für eine Übersicht über die Häufigkeit spezifischer Konstellationen).

Gemäß der ersten Hypothese zum Bildungsniveau beider Partner erwarten wir zusätzliche Unterschiede zwischen homogam niedrig und homogam hoch gebildeten Paaren. Die Vermutung, dass letztere häufiger kinderlos sind als erstere, lässt sich anhand der Ergebnisse in Tabelle 2 bestätigen: Die homogamen Paarbeziehungen auf der Hauptdiagonale sind besonders häufig dann Eltern (88 %), wenn beide Partner keinen Schul- und keinen beruflichen Ausbildungsabschluss aufweisen (1a), also homogam niedrig gebildet sind. In homogam hoch gebildeten Paaren ist der Anteil an Elternschaften mit 79 % am geringsten, wenn beide Partner über einen Universitätsabschluss verfügen (3b). Bei Frauen im Alter von 38-40 Jahren sind homogame Paarbeziehungen auf dem Niveau eines Hochschulabschlusses, also in 21 % der Fälle, (noch) kinderlos. Die Paare, in denen beide Partner zwar einen mittleren Schulabschluss, aber keine berufliche Ausbildung abgeschlossen haben, sind am ähnlichsten zu den hoch gebildeten Paaren, mit ebenfalls 20 Prozent Kinderlosigkeit. Abgesehen von dieser Ausnahme gilt jedoch tendenziell für die homogamen Paare, dass mit zunehmendem Bildungsniveau seltener Kinder vorhanden sind – im Einklang mit unserer ersten Hypothese zur verzögerten oder ganz ausbleibenden Elternschaft vor allem bei zwei hoch gebildeten Partnern.

Tabelle 3: Elternschaften in unterschiedlichen Bildungskonstellationen

	Bildung der Frau									Gesamt
	Kein Abschluss	Hauptschule		Mittlere Reife		Abitur		FH	Universität	
		ohne Ausb.	mit Ausb.	ohne Ausb.	mit Ausb.	ohne Ausb.	mit Ausb.			
Bildung des Mannes	1a	1b	1c	2b	2a	2c_allg	2c_berufl	3a	3b	
1a	0.88	0.88	0.55	0.91	0.76	0.67	1.00	1.00	1.00	0.85
1b	0.93	0.83	0.87	0.87	0.76	0.63	0.63	1.00	1.00	0.83
1c	0.81	0.87	0.84	0.82	0.85	0.89	0.80	0.86	0.84	0.84
2b	1.00	0.85	0.89	0.80	0.79	0.68	0.71	1.00	0.60	0.80
2a	0.88	0.84	0.85	0.83	0.86	0.86	0.83	0.87	0.81	0.85
2c_allg	1.00	0.63	0.67	0.73	0.72	0.85	0.81	0.57	0.71	0.76
2c_berufl	0.71	0.79	0.82	0.76	0.82	0.83	0.83	0.83	0.84	0.82
3a	1.00	0.94	0.81	0.84	0.86	0.76	0.84	0.82	0.70	0.83
3b	0.67	0.83	0.74	0.92	0.83	0.74	0.82	0.80	0.79	0.81
Gesamt	0.88	0.85	0.84	0.82	0.85	0.80	0.82	0.83	0.79	0.83

Daten: Mikrozensus 2004 (Scientific Use File), bezogen auf Ehen und NELs mit Frauen im Alter von 38-40 Jahren (N=16.431).

Veränderungen in den Zeilen geben über den Effekt der Bildung der Frau Aufschluss, während Veränderungen innerhalb der Spalten als Bildungseffekt des Mannes zu interpretieren sind. Generell lässt sich erkennen, dass die Anzahl an Elternschaften mit dem Bildungsniveau der Frau stärker variiert als mit dem Bildungsniveau des Mannes. Für beide Geschlechter lassen sich gleichermaßen negative Effekte höherer Bildung auf die Elternschaft erkennen, stärker ausgeprägt allerdings bei den Frauen. Frauen ohne Schulabschluss sind um neun Prozentpunkte seltener kinderlos als Frauen mit einem Universitätsabschluss; bei den Männern beträgt die Differenz zwischen den gleichen Gruppen lediglich vier Prozentpunkte. Dass gerade das Bildungsniveau der Frauen ausschlaggebend für die Geburt von Kindern ist, deutet darauf hin, dass hier eine von der *sphere of interest* geleitete Entscheidung stattfindet, in der die Fertilitätsentscheidung vor allem von beruflichen und individuellen Präferenzen der Partnerinnen bestimmt wird.

Zum besseren Verständnis wählen wir nun ein Bildungsniveau aus, um noch einmal genauer die Bedeutung der Bildung des Partners zu illustrieren. Im Folgenden betrachten wir Frauen mit einem mittleren allgemeinbildenden Schulabschluss und beruflicher Ausbildung (2a). In der entsprechenden Kohorte haben im Mikrozensus 2004 knapp 40 Prozent der partnerschaftlich gebundenen Frauen und 30 Prozent der Männer ein solches Bildungsniveau. Im Alter von 38 bis 40 Jahren sind Frauen im Jahr 2004 zu 85 Prozent Mütter, wenn sie über einen mittleren Ausbildungsabschluss mit einer Berufsausbildung verfügen. Betrachtet man die dunkel unterlegte Spalte nun genauer, so lässt sich erkennen, dass die Anzahl an Kinderlosen mit dem Bildungsniveau des männlichen Partners variiert. Zwar lässt

sich mit steigendem Bildungsniveau des Mannes kein monotoner Anstieg an Elternschaften beobachten, doch sind Paare tendenziell dann häufiger kinderlos, wenn der Mann keinen beruflichen Ausbildungsabschluss hat, sein Erwerbspotenzial also vergleichsweise gering ist und seine Rolle als „Ernährer“ daher geschwächt zu sein scheint. Hat der Mann einen Hauptschulabschluss erworben, aber keine Berufsausbildung vollendet (CASMIN 1b), so sind die Partnerschaften (unter konstant gehaltener Bildung der Frau) zu 24 Prozent kinderlos. Allein die Berufsausbildung reduziert den Anteil kinderloser Paare um neun Prozentpunkte auf dann 15 Prozent (CASMIN 1c). Ähnliche Unterschiede sind zwischen Abiturienten mit oder ohne Berufsausbildung (zehn Prozentpunkte Differenz) und zwischen Universitäts- und Fachhochschulabsolventen (drei Prozentpunkte) zu beobachten. Im Hinblick auf die letztgenannte, hoch gebildete Gruppe liegt die Vermutung nahe, dass Fachhochschulzertifikate das Erwerbspotenzial des Mannes deutlicher bestimmen als die im Hinblick auf das Erwerbspotenzial deutlich weniger homogenen Universitätsabschlüsse. Die in der Spalte 2a beobachteten Effekte der männlichen Bildung sind auch bei anderen Bildungsniveaus der Frau auffällig und in ähnlicher Weise daher zudem in der aufsummierten Gesamt-Spalte vorzufinden.

Die dunkel unterlegte Zeile veranschaulicht den Effekt der Bildung der Partnerin bei konstanter Bildung des Mannes auf dem mittleren Bildungsniveau 2a. Am häufigsten sind Elternschaften dann, wenn die Frau über keinen Abschluss verfügt (88 %), allerdings sind die Unterschiede zwischen Paaren mit unterschiedlich gebildeten Frauen zunächst recht gering und theoretisch nicht immer klar zu interpretieren. Betrachtet man die hoch gebildeten Frauen, so tritt der bekannte Befund auf, dass es vor allem die Hochschulabsolventinnen, aber nicht die Frauen mit Fachhochschulabschluss sind, die die Elternschaft verzögern und dauerhaft kinderlos bleiben (19 zu 13 Prozent kinderlose Paare). Die eingangs genannten Schätzungen, dass zwischen 25 und 40 Prozent der Akademikerinnen dauerhaft ohne Kinder leben, werden durch diese Analysen nicht in Frage gestellt. Der hier bei gleich hoher Bildung deutlich geringere Anteil an kinderlosen Frauen kann darauf zurückzuführen sein, dass die Frauen in unserer Stichprobe partnerschaftlich gebunden sind. Dem Opportunitätskosten-Argument folgend wäre zu erwarten, dass gerade Frauen ohne beruflichen Bildungsabschluss aufgrund des geringen Erwerbspotenzials seltener kinderlos sind als Frauen mit beruflichem Abschluss. Hierfür finden sich in Tabelle 3 jedoch keine klaren Indizien. Neben der Verbreitung von Kinderlosigkeit variiert auch die Anzahl der im Haushalt der Eltern lebenden Kinder mit dem Bildungsniveau beider Partner. Analog zu den Effekten zur Kinderlosigkeit zeigt sich auch hier, dass bei gegebener Bildungshomogamie die Zahl der Kinder von 2,27 (beide Partner CASMIN 1a) auf 1,52 (beide Partner CASMIN 3b) abnimmt, wenn das Bildungsniveau des Paares steigt.

Multivariate Analysen

In den folgenden multivariaten Analysen wollen wir zum einen analog zu vorherigen Studien den Einfluss der Bildung von Frauen bzw. Männern auf die Elternschaft zunächst separat untersuchen (Modell 1 und Modell 2) und daran anschließend den Einfluss der Bildung beider Partner gleichzeitig in einem Modell schätzen (Modell 3). In den Modellen 4 bis 7 wird schließlich die Paarkonstellation diffe-

renziert nach allgemeinbildendem und beruflichem Abschluss abgebildet. Die Hypothese zu Unterschieden zwischen Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften untersuchen wir anschließend mit zwei separaten Modellen für die beide Gruppen (Modell A3 und A4 im Anhang). In allen Regressionen werden Dummyvariablen für das Alter der Frau zum Befragungszeitpunkt verwendet, die aber aus Platzgründen nicht aufgelistet werden. Die Modellierung des Alterseffekts trägt dem Umstand Rechnung, dass sich ein Großteil der Paare im Lebensverlauf zur Elternschaft entscheidet. Bisherige Forschungsarbeiten haben daher häufig darauf hingewiesen, dass die Frage des Übergangs zur Elternschaft vor allem eine Frage des Timings ist. Endgültige Kinderlosigkeit resultiert aus dieser Perspektive aus einem andauernden Aufschub des (möglicherweise vorhandenen) Kinderwunsches bis an die biologische Grenze.⁸ Da sich die Analysen auf zwei unterschiedliche Geburtskohorten von Frauen konzentrieren, kontrollieren wir in allen Modellen zusätzlich zum Alter die Zugehörigkeit zur Geburtskohorte 1964-66 (Referenz) bzw. 1974-76.

Betrachtet man zunächst die Erklärungskraft der drei logistischen Regressionsmodelle, in welche die Bildung der Partner separat eingeht, so fällt auf, dass Bildungsmerkmale der Frau (Modell 1, Pseudo $R^2=0.120$) Elternschaften fast ebenso gut erklären wie Modelle, die Merkmale beider Partner beinhalten (Modell 3, Pseudo $R^2=0.122$).⁹ Für sich genommen sind ebenfalls die Bildungsabschlüsse des Mannes sehr einflussreich (Modell 2, Pseudo $R^2=0.107$), was natürlich allein schon dadurch begründet ist, dass diese in starkem Zusammenhang zum Bildungsniveau der jeweiligen Partnerin stehen.¹⁰ Die in Tabelle 4 nicht ausgewiesenen, aber stets kontrollierten Alterseffekte sind zunächst durchweg positiv und von Jahr zu Jahr steigend. Ab einem Alter von 38 Jahren geht der Effekt jedoch leicht zurück, was vermutlich durch einige bis dahin erwachsene Kindern bzw. bereits ausgezogene Kinder zu erklären ist. Zusätzlich finden wir einen negativen Effekt der jüngeren Kohorte auf Elternschaften, der eng mit der Heiratsneigung konfundiert ist.

Der Einfluss der Bildungsvariablen der Frau geht in die erwartete Richtung, d. h. niedrige Bildung begünstigt eine Elternschaft, während höhere Bildung diese eher verhindert (Modell 1). Diese Effekte bleiben auch unter Kontrolle des Bildungsniveaus des männlichen Partners weitgehend stabil (Modell 3). Ein höherer Bildungsabschluss des Mannes führt, für sich genommen, ebenfalls zu einer Abnahme der Elternschaften. Mit steigender Bildung des Mannes würde man jedoch eher einerseits einen Anstieg an Elternschaften erwarten, weil dessen Erwerbspotenzial steigt und eine entsprechende Spezialisierung im Haushalt nahelegt. Allerdings sind die Bildungseffekte des Mannes weniger stark als die der Frau und nehmen unter Kontrolle der Bildung der Frau deutlich ab (Modell 3). Dass das Bildungsniveau der Frau der stärkere Einflussfaktor auf den Übergang zur Elternschaft ist und dass die

⁸ Die biologische Grenze wird gerade durch medizinischen Fortschritt immer weiter hinausgezögert, weshalb mittlerweile dazu übergegangen wird, diese in Analysemodellen erst bei 45 Jahren zu setzen. Weil Kinder im Mikrozensus aber nur über Koresidenz mit den Eltern erfasst sind, ziehen wird die Grenze bei 40 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt werden relativ viele Kinder noch unter 18 Jahre alt sein und zugleich auch noch bei den Eltern leben.

⁹ Der Unterschied zwischen Modell 1 und 3 ist statistisch mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von weniger als einem Prozent signifikant.

¹⁰ Berechnet man das Zusammenhangsmaß der beiden Merkmale ergibt sich ein Kendall's tau-b von 0.53.

Bildungsvariablen des Mannes die Erklärungskraft des Modells nicht wesentlich steigern, belegt noch einmal das bivariat bereits gefundene Resultat einer *Sphere-of-interest*-Entscheidung.

Tabelle 4: Einfluss der Bildung von Männern und Frauen bzw. ihren Partnern auf die Elternschaft, logistische Regression, odds ratios, exp(β)

	Modell (1)	Modell (2)	Modell (3)
Bildung der Frau			
kein Abschluss	3.44***		3.18***
Hauptschulabschluss			
ohne Ausbildung	2.25***		2.18***
mit Ausbildung	1.21***		1.18***
Mittlere Reife			
ohne Ausbildung	1.33***		1.41***
mit Ausbildung	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>
Fachhochschulreife/Abitur			
ohne Ausbildung	0.77***		0.94
mit Ausbildung	0.61***		0.67***
Fachhochschulabschluss	0.53***		0.59***
Hochschulabschluss	0.43***		0.48***
Bildung des Mannes			
kein Abschluss		2.37***	1.12
Hauptschulabschluss			
ohne Ausbildung		1.67***	0.99
mit Ausbildung		1.17***	0.98
Mittlere Reife			
ohne Ausbildung		0.99	0.79***
mit Ausbildung		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Fachhochschulreife/Abitur			
ohne Ausbildung		0.54***	0.54***
mit Ausbildung		0.62***	0.71***
Fachhochschulabschluss		0.66***	0.82***
Hochschulabschluss		0.55***	0.82***
Kohorte			
Kohorten 1964-66	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kohorten 1974-76	0.76***	0.76***	0.78***
Alter der Frau			
Dummyvariablen. Prob>F	0.000	0.000	0.000
N	95.291	95.291	95.291
Pseudo R ² (Mc Fadden)	0.120	0.107	0.122
χ^2 (df)	13194 (29)	11768 (29)	13449 (37)
Prob>F	0.000	0.000	0.000

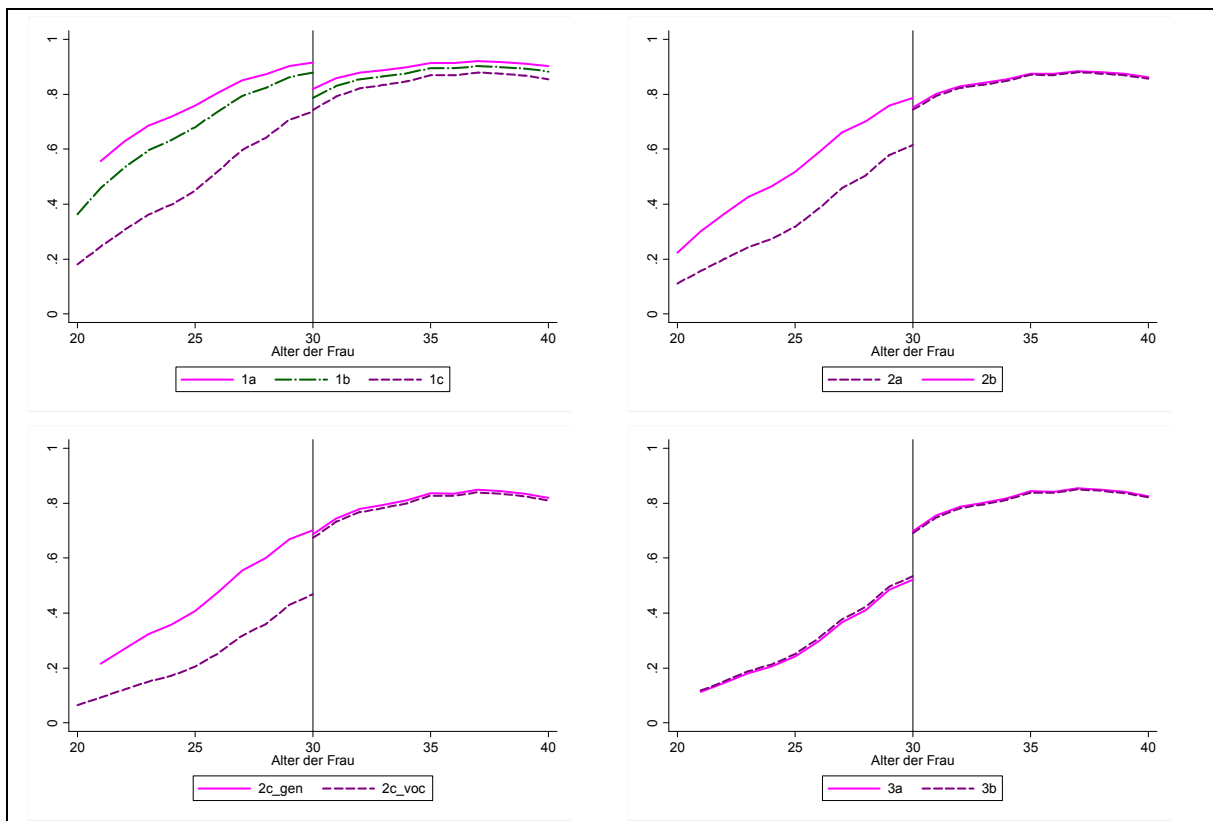
Bemerkungen:

1. Kinder innerhalb der Partnerschaft werden nach dem Koresidenzprinzip erfasst.
2. Das Alter der Frau wird in allen Modellen kontrolliert.
3. Signifikanzniveaus: * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001
4. Die odds ratios (exp(β)) geben an, um welchen Faktor eine Variable die bedingte Wahrscheinlichkeit zur Elternschaft erhöht oder reduziert. Werte über 1 bedeuten eine Zunahme der bedingten Wahrscheinlichkeit, Werte kleiner als 1 eine entsprechende Reduktion.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).

Um die Entwicklung von Kindern in Partnerschaften im Lebensverlauf abzubilden, haben wir für die folgenden Abbildungen getrennte Regressionsmodelle für Frauen der Geburtskohorten 1974-76 und für Frauen der Geburtskohorten 1964-66 berechnet (siehe Tabelle A3 im Anhang). Abbildung 1 zeigt die vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten einer Elternschaft für einen Mann mit mittlerem Bildungsabschluss mit unterschiedlich gebildeten Partnerinnen im Alter von 20 bis 40 Jahren. Hierzu werden die Schätzergebnisse der Kohorte 1974-76 für das Alter von 20 bis 30 Jahren verwendet, die Ergebnisse der Regressionsanalyse von Kohorte 1964-66 für das Alter von 30 bis 40 Jahren. Die jeweiligen Kurven sind optisch durch eine senkrechte Linie bei einem Alter der Frau von 30 Jahren voneinander getrennt. Zum Zeitpunkt des 30. Lebensjahrs, das für beide Kohorten beobachtet wurde, ist unmittelbar ein Kohorteneffekt erkennbar.

Abbildung 1: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten der Elternschaft für Männer mit mittlerem Schulabschluss mit beruflicher Ausbildung (2a), nach Bildungsgruppen der Partnerin



Bemerkungen:

1. Zur Berechnung der vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten werden die Regressionsmodelle A1 und A2 verwendet, d. h. für das Alter 20 bis 30 werden die Geburtskohorten 1974-76 verwendet, für das Alter 30 bis 40 die Geburtskohorten 1964-66.
2. CASMIN-Bildungsklassifikation: siehe Tabelle 1.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).

Im Alter von 20 bis 30 Jahren hat die Bildung der Partnerin einen erheblichen Einfluss darauf, ob ein Mann mit mittlerem Schulabschluss in einem Haushalt mit Kindern lebt. Die Wahrscheinlichkeit ist durchgängig am höchsten bei einer Partnerin ohne einen beruflichen Abschluss. Sie ist deutlich geringer, falls die Partnerin einen Hauptschulabschluss und eine berufliche Ausbildung aufweist. Insbesondere das Absolvieren einer beruflichen Ausbildung fällt hier ins Gewicht und verringert die Wahrscheinlichkeit deutlich. Bei der älteren Kohorte mit Alter 30 bis 40 Jahren sind die Unterschiede je nach Paarkonstellation deutlich kleiner und auch die in der jüngeren Kohorten beobachtete Differenz für die berufliche Ausbildung ist hier nicht erkennbar. Die Unterschiede bleiben aber im Zeitverlauf konstant, so dass es keine Aufholprozesse bzw. eine Konvergenz der Kurven gibt. Ähnliches gilt für Partnerinnen mit einem mittleren Schulabschluss und mit Abitur: In der jüngeren Kohorte stellt das Absolvieren einer beruflichen Ausbildung einen entscheidenden Unterschied dafür dar, wie hoch die Wahrscheinlichkeit einer Elternschaft ist, während es in der älteren Kohorte diesbezüglich keinerlei Unterschiede zwischen Männern mit unterschiedlich gebildeten Partnerinnen gibt. Für Männer mit einem mittleren Schulabschluss, die in einer hypogamen Partnerschaft mit einer tertiär gebildeten Frau leben, ist die Wahrscheinlichkeit einer Elternschaft deutlich geringer als in den anderen Konstellationen und auch hier sind die Unterschiede zwischen den Bildungsniveaus Fachhochschule vs. Universität nur bei der jüngeren Kohorte vorhanden, sogar mit leicht divergierender Tendenz im Alter von 30 Jahren.¹¹

Zusammenfassend gilt, dass bei der jüngeren Kohorte die Unterschiede der Verbreitung der Elternschaft bei Männern je nach Bildungsniveau der Partnerin deutlich stärker ausgeprägt sind als in der älteren, insbesondere dann, wenn die Partnerin keine berufliche Ausbildung absolviert hat. Ob eine Angleichung der Wahrscheinlichkeit im Lebensverlauf dieser Kohorten noch im Alter 30 bis 40 stattfindet, bleibt abzuwarten. Die enormen Unterschiede im Überlappungsjahr von 30 Jahren im Vergleich zu den Kohorten 1964-66 legen allerdings nahe, dass die Partner(in)-bedingten Unterschiede sicher eine gewisse Zeit lang bestehen bleiben.

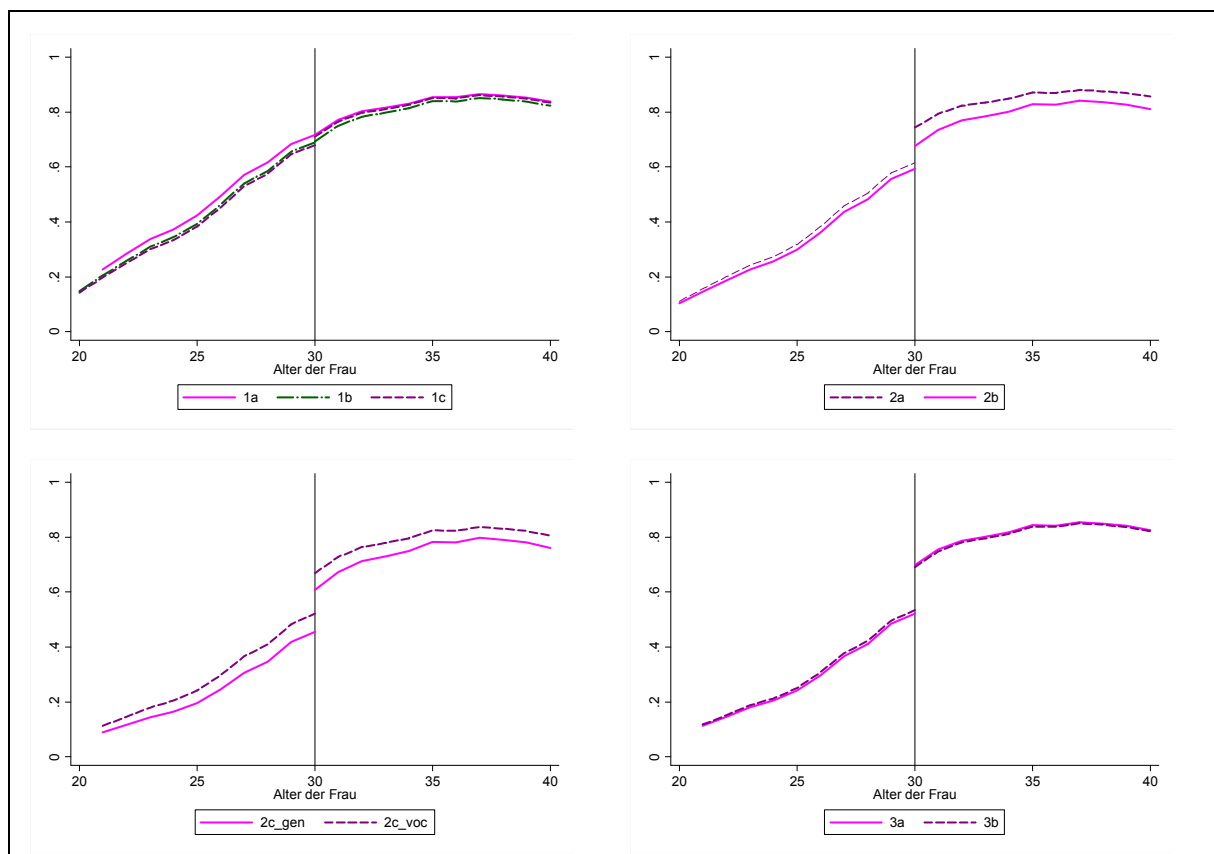
Abbildung 2 zeigt nun die entsprechende vorhergesagte Wahrscheinlichkeit von Frauen der Bildungsgruppe 2a (Mittlere Reife mit einer beruflichen Ausbildung) für eine Elternschaft in Abhängigkeit von der Bildung ihres Partners. Auffällig ist zunächst, dass sich hier die Wahrscheinlichkeiten insgesamt erheblich weniger unterscheiden. Das heißt, die Bildung des Mannes hat deutlich weniger Einfluss auf das Vorhandensein von Kindern als die Bildung der Frau. Im Unterschied zur vorangegangenen Abbildung gilt hier, dass auch in einer hypogamen Partnerschaft, also wenn der Mann keinen Abschluss oder nur einen Hauptschulabschluss hat, die Wahrscheinlichkeit für Elternschaft nicht besonders stark von den anderen Bildungskonstellationen abweicht. Kohortenunterschiede sind in diesem Fall auch eher schwach ausgeprägt. Der Anstieg ab Alter 30 bei der älteren Kohorte setzt die steigende Tendenz der jüngeren Kohorte geradezu nahtlos fort. Die Wahrscheinlichkeiten für eine Elternschaft in homogamen Konstellationen und in einer Partnerschaft, in denen der Mann keine Tertiärbildung hat,

¹¹ Hier ist allerdings zu beachten, dass es sich um eine selektive Stichprobe handelt, denn es wird nur auf Basis der Angaben von Paaren geschätzt, in denen die Frau das Studium bereits abgeschlossen hat.

ähneln sich. Mit vorhandener beruflicher Ausbildung des Mannes ist sie leicht höher als mit einem Partner ohne berufliche Ausbildung. Schließlich macht es für Frauen mit einem mittleren Bildungsunterschied in einer hypergamem Partnerschaft keinen Unterschied, ob ihr höher gebildeter Partner einen FH- oder einen Universitätsabschluss hat. Allerdings sind hier wiederum sichtbare Kohortenunterschiede zu erkennen.

Zusammenfassend sind hier wie oben die Kohortenunterschiede insbesondere bei den Frauen ausgeprägt, deren Partner keine berufliche Ausbildung absolviert hat. Falls der Partner dagegen eine berufliche Ausbildung oder einen (Fach-)Hochschulabschluss hat, unterscheiden sich ihre Frauen erheblich weniger darin, ob sie Kinder haben oder nicht. Vor allem in der älteren Kohorte zwischen 30 und 40 Jahren gibt es fast keine Unterschiede zwischen den Frauen mit gleich oder höher gebildeten Partnern.

Abbildung 2: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten der Elternschaft für Frauen mit mittlerem Schulabschluss mit beruflicher Ausbildung (2a), nach Bildungsgruppe des Partners



Bemerkungen:

1. Zur Berechnung der vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten werden die Regressionsmodelle A1 und A2 verwendet, d. h. für das Alter 20 bis 30 werden Geburtskohorten 1974-76 verwendet, für das Alter 30 bis 40 die Geburtskohorten 1964-66.
2. CASMIN-Bildungsklassifikation: siehe Tabelle 1.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).

Bisher haben wir gezeigt, dass sowohl das Bildungsniveau der Frau als auch – wenngleich schwächer – das Bildungsniveau des Mannes den Zeitpunkt des Übergangs zur Elternschaft beeinflussen. Ein spezifischer Test der aufgestellten Hypothesen ist aber auf die Modellierung der Paarkonstellation angewiesen. Schon im deskriptiven Abschnitt hatten wir diesbezüglich herausgefunden, dass unterschiedliche Bildungskonstellationen weniger oder stärker von Kinderlosigkeit betroffen sind und dass die Anzahl an Kindern ebenfalls mit der Bildungskonstellation variiert. Die Regressionen in Tabelle 5 berücksichtigen neben dem Bildungsniveau der Frau die Bildungskonstellation auf unterschiedliche Art und Weise.¹² Betrachtet man zunächst die Effekte des Bildungsniveaus der Frau in den Regressionsmodellen 4 bis 7, so finden sich die bekannten Ergebnisse: Höhere Bildung hat einen negativen Effekt, insbesondere Hochschulabsolventinnen bleiben häufig kinderlos, während ein fehlender Bildungsabschluss am stärksten positiv auf eine mögliche Elternschaft wirkt.

Die Bildungskonstellation wird in Modell 4 zunächst in der Dreiteilung hypergam, homogam und hypogam (vgl. Tabelle 2) operationalisiert und dann in Allgemeinbildung (Modell 5) und berufliche Bildung (Modell 6) getrennt. Modell 7 berücksichtigt schließlich sowohl die allgemeine als auch die berufliche Bildungskonstellation auf Paarebene. Unter Kontrolle des Bildungsniveaus der Frau zeigt sich keineswegs durchgängig, dass Paarbeziehungen mit einem traditionellen Bildungsgefälle den Übergang zur Elternschaft fördern. Betrachtet man Bildung als eindimensionales Konstrukt und hält das Bildungsniveau der Frau konstant, so ist die Chance zur Elternschaft in homogamen Konstellationen größer als im Falle von Hypergamie und Hypogamie. Zum gleichen Ergebnis gelangt man, wenn man die Bildungskonstellation anhand der allgemeinbildenden Schulabschlüsse operationalisiert (Modell 5). Dieser Effekt der Allgemeinbildung bleibt unter Kontrolle der beruflichen Bildungskonstellation bestehen (Modell 7). Dies lässt sich möglicherweise unter Rückgriff auf folgende Überlegung erklären: Während berufliche Bildung – als Erwerbspotenzial – ein Substitut in Partnerschaften darstellen kann, was wiederum wie oben erläutert eine bestimmte Arbeitsteilung nahelegt, ist die Allgemeinbildung auch als Komplement denkbar. Derartige kulturelle Ähnlichkeiten sind bei der Partnerwahl wünschenswert und führen zu einem höheren Ehenutzen, damit verbunden zu einer erhöhten Stabilität von Beziehungen und zu verstärkten Investitionen in ehenspezifisches Kapital – zum Beispiel in gemeinsame Kinder. Dies erklärt, dass durch Homogamie auf Ebene der allgemeinbildenden Schulabschlüsse die Familiengründungsentscheidung positiv beeinflusst wird.

¹² Aus Gründen der Kollinearität wird hier das Bildungsniveau des Mannes nicht mehr berücksichtigt.

Tabelle 5: Einfluss der Bildungskonstellation und des Bildungsniveaus der Frau auf die Elternschaft, logistische Regression, odds ratios, exp(β)

	Modell (4)	Modell (5)	Modell (6)	Modell (7)
Bildungskonstellation ohne Differenzierung in allgemeine und berufliche Bildungsabschlüsse				
Hypergamie	0.83***			
Homogamie	<i>Referenz</i>			
Hypogamie	0.98			
Allgemeinbildender Schulabschluss				
Hypergamie		0.73***		0.69***
Homogamie		<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>
Hypogamie		1.00		1.02
Beruflicher Bildungsabschluss				
Hypergamie			0.99	1.15***
Homogamie			<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Hypogamie			1.02	1.00
Bildung der Frau				
kein Abschluss	3.68***	3.92***	3.45***	3.88***
Hauptschulabschluss				
ohne Ausbildung	2.37***	2.23***	2.24***	2.12***
mit Ausbildung	1.23***	1.25***	1.21***	1.27***
Mittlere Reife				
ohne Ausbildung	1.38***	1.32***	1.33***	1.24***
mit Ausbildung	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Fachhochschulreife/Abitur				
ohne Ausbildung	0.80***	0.73***	0.78***	0.67***
mit Ausbildung	0.62***	0.57***	0.61***	0.55***
Fachhochschulabschluss	0.54***	0.50***	0.53***	0.50***
Hochschulabschluss	0.41***	0.40***	0.42***	0.40***
Kohorte				
Kohorten 1964-66	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kohorten 1974-76	0.76***	0.77***	0.76***	0.77***
Alter der Frau				
Dummyvariablen. Prob>F	0.000	0.000	0.000	0.000
N	95.291	95.291	95.291	95.291
Pseudo R ² (Mc Fadden)	0.121	0.122	0.120	0.122
χ^2 (df)	13281 (31)	13393 (31)	13194 (31)	13422 (33)
Prob>F	0.000	0.000	0.000	0.000

Bemerkungen:

1. Kinder innerhalb der Partnerschaft werden nach dem Koresidenzprinzip erfasst.
2. Das Alter der Frau wird in allen Modellen kontrolliert.
3. Signifikanzniveaus: * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001
4. Die odds ratios (exp(β)) geben an, um welchen Faktor eine Variable die bedingte Wahrscheinlichkeit zur Elternschaft erhöht oder reduziert. Werte über 1 bedeuten eine Zunahme der bedingten Wahrscheinlichkeit, Werte kleiner als 1 eine entsprechende Reduktion.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).

In Modell 6 wird ausschließlich die Bildungskonstellation anhand beruflicher Ausbildungsabschlüsse modelliert. Verfügt die Frau über einen höheren beruflichen Abschluss als ihr Partner ([Fach-]Hochschulabschluss > Lehre > kein beruflicher Abschluss), so ist die bedingte Wahrscheinlichkeit der Elternschaft geringer als in anderen Konstellationen. Unter Kontrolle der allgemeinbildenden Konstellati-

on (Modell 7) unterscheiden sich beruflich bildungshypogame Partnerschaften in ihrer Fertilitätsneigung zwar nicht mehr von beruflich bildungshomogamen Paaren. Verfügt jedoch der Mann über eine höhere berufliche Ausbildung, also über mehr Erwerbspotenzial, so ist dies für das Eingehen einer Elternschaft förderlich. Folgt man dem klassischen, geschlechtsneutralen familienökonomischen Ansatz, so sollte das gleiche Kalkül hinsichtlich der beruflichen Bildung hypergamer Partnerschaften gelten, da auch hier Gewinne aus Spezialisierung auf Haus- und Erwerbsarbeit zu erwarten sind. De facto unterscheiden sich hypogame Beziehungen jedoch nicht signifikant von homogamen (Modell 7), was darauf zurück geführt werden kann, dass die Spezialisierungsvorteile, z. B. bedingt durch geschlechtsspezifische Segregation in bestimmte Berufe und niedrigere Löhne von Frauen am Arbeitsmarkt, vor allem in Partnerschaften mit traditionellem Bildungsgefälle vorherrschen werden.

Anreize zu Arbeitsteilung und Spezialisierung werden aus verhandlungstheoretischer Perspektive vor allem in Ehen, nicht aber in NELs erwartet. Während die klassische Familienökonomik zwischen Ehen und NELs nicht differenziert, lässt sich aus Verhandlungsmodellen schließen, dass die mit einer Drohpunkt-Absenkung verbundene Entscheidung zur Spezialisierung auf Hausarbeit durch einen erhöhten Versicherungsnutzen kompensiert werden müsste. Eine Absicherungsmöglichkeit der Beziehung, und damit eine Absicherung des die Erwerbsarbeit reduzierenden Partners, bietet die Eheschließung. Getrennt für Ehen und NELs gerechnete Regressionsmodelle (Tabelle A4) stützen diese Hypothese: Der für eine Elternschaft positive Effekt einer hypergamen beruflichen Bildungskonstellation findet sich nur in Ehen, während in nichtehelichen Lebensgemeinschaften unterschiedliche Bildungskonstellationen keine signifikanten Effekte aufweisen.¹³ Die Paarkonstellation hat nicht nur hinsichtlich der Signifikanz einen deutlich stärkeren Einfluss auf die Familiengründung in Ehen als in NELs, sondern auch ein Vergleich der γ -standardisierten logit-Koeffizienten hat gezeigt, dass die Größenordnung der Effekte für einen stärkeren Einfluss Bildungskonstellation in Ehen spricht (zur Standardisierung von logit-Koeffizienten vgl. Allison 1999; Long und Freese 2006).

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die Entscheidung für oder gegen Kinder ist in der Regel eine Entscheidung, die innerhalb von Partnerschaften getroffen wird. Die meisten bisherigen Analysen haben sich aber dessen ungeachtet entweder auf Merkmale von Frauen oder, weitaus seltener, auf die von Männern konzentriert. Im vorliegenden Beitrag haben wir dagegen Paare in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt und den Einfluss der Bildung beider Partner sowie das Verhältnis der jeweiligen Bildungsniveaus auf eine Elternschaft analysiert. Die Ergebnisse der empirischen Analysen deuten darauf hin, dass vor allem das Bildungsniveau der Frau einen Einfluss auf das Vorhandensein von Kindern hat. Die Unterschiede zwischen

¹³ Bei der Interpretation des Modells A4 ist jedoch zu beachten, dass trotz der großen Datenbasis nur vergleichsweise wenige nichteheliche Lebensgemeinschaften vorhanden sind, bei denen zudem bestimmte Merkmalskombinationen nur selten auftreten. So sind in den NEL beispielsweise kaum Frauen mit Fachhochschulabschluss vorhanden und auch die Unterscheidung nach Altersgruppen konnte nicht sinnvoll geschätzt

Frauen mit unterschiedlichem Bildungsniveau sind deutlich größer als die zwischen Männern. Zudem bleiben die Unterschiede auch weiterhin bestehen, wenn man die Bildung des Mannes berücksichtigt. Dies spricht dafür, dass Frauen das größere Entscheidungsgewicht besitzen, und unabhängig von der Bildung ihres Partners Frauen mit gleicher Bildung ein ähnliches fertiles Verhalten aufweisen. Theoretisch hatten wir dies als *Sphere-of-interest*-Entscheidung beschrieben, in der die von Schwangerschaft, Geburt, Erwerbsunterbrechungen und Arbeitsmarktnachteilen stärker betroffenen Frauen die Entscheidung bestimmen. Gleichzeitig heißt dies aber auch, dass Familiengründung noch immer überwiegend ‚Frauensache‘ ist, und unter gegebenen strukturellen Bedingungen trotz unterschiedlicher Paarkonstellationen der Frauen eher traditionelle Familienstrukturen in Deutschland vorherrschen.

Unsere Analysen konnten darüber hinaus zeigen, dass vor allem die berufliche Bildung von beiden Partnern von Bedeutung ist, insbesondere bei den Frauen der hier betrachteten jüngeren Kohorte, die um 1975 geboren wurden. Haben Frauen eine berufliche Ausbildung absolviert, so ist ihre Wahrscheinlichkeit für eine Elternschaft deutlich geringer als für diejenigen ohne berufliche Ausbildung. Dies kann man dahingehend interpretieren, dass Frauen mit beruflicher Ausbildung bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben und daher die Familiengründung zunächst aufschieben. Möglicherweise liegen diesem Unterschied aber auch unbeobachtete Unterschiede in Bezug auf Familien- und Erwerbsorientierung zugrunde. Wenn eher familienorientierte Frauen sich gleichzeitig für eine baldige Familiengründung und gegen eine Ausbildung entscheiden, resultiert daraus der von uns beobachtete Zusammenhang. In diesem Fall müssten die hier verwendeten theoretischen Ansätze und Analysen, die von einer vorgelagerten Bildungsentscheidung ausgehen, dahin gehend erweitert werden, dass Gleichzeitigkeit und Endogenität der beiden Prozesse Ausbildungs- und Fertilitätsentscheidung vorliegen könnten.

Auch bei Männern ist die berufliche Ausbildung von Bedeutung, allerdings umgekehrt, denn Männer ohne Berufsabschluss bleiben häufiger kinderlos, gleichermaßen für alle Bildungsniveaus der jeweiligen Partnerinnen. Die Beweggründe und der Mechanismus für die Kinderlosigkeit dieser Männer unterscheiden sich demnach grundsätzlich von den Frauen ohne Berufsbildung. Hier ist zu vermuten, dass das geringe Erwerbspotenzial die Familiengründung negativ beeinflusst. In Bezug auf die Theorie gilt, dass die Ressourcen beider Partner nicht einfach gepoolt werden, denn ein höheres Erwerbspotenzial der Frauen in diesen Partnerschaften kompensiert nicht das der Männer. Für die Familiengründung macht es offensichtlich tatsächlich einen Unterschied, wer von beiden Partnern gering bzw. höher gebildet ist. So finden wir Kinderlosigkeit am weitesten verbreitet in hypogamen Paaren, das heißt bei Paaren, in denen die Frau höher gebildet ist als der Mann. Ein ‚traditionelles‘ Bildungsgefälle mit einem höher gebildeten Mann ist aber ebenfalls nicht durchgängig förderlich für Fertilität, sondern dies gilt nur dann, wenn man die berufliche Bildung isoliert betrachtet. Stattdessen sind es gerade die allgemein und beruflich homogamen Paare, die insgesamt die höchste Wahrscheinlichkeit für eine El-

werden, so dass wir hier auf leicht abweichende Kategorien ausweichen mussten. Folglich sollten die Ergebnisse zum Einfluss der Bildungskonstellation in NEL lediglich als vorläufig angesehen werden.

ternschaft aufweisen – trotz der großen Schwankungen innerhalb der einzelnen Bildungsniveaus. Allerdings gibt es innerhalb der homogamen Paarkonstellation noch einmal Unterschiede: So neigen homogam hoch gebildete Paare, also Paare in denen beiden Partner ein hohes Bildungsniveau erreicht haben, wiederum häufiger zu Kinderlosigkeit als homogam niedrig gebildete Paare.

Unsere Betrachtungen stellen eine wichtige Ergänzung zu bisherigen Analysen dar, da wir nicht nur explizit Paare analysiert haben, sondern auch in der Lage waren, Bildungseffekte nach allgemeiner und beruflicher Bildung zu trennen. Und gerade durch die Trennung ergeben sich bemerkenswerte Ergebnisse in Hinblick auf die Paarkonstellation: Beruflich hypergame Paaren haben eine höhere Wahrscheinlichkeit für Kinder als homogame, während Paare, bei denen der Mann einen höheren allgemeinbildenden Abschluss als die Frau besitzt, seltener Eltern sind als die Vergleichsgruppe homogamer Paare. Damit schließen unsere Ergebnisse unmittelbar an Theorien zur Partnerwahl an, in denen Bildung als partnerschaftliches Komplement gilt und Einkommens(potenzial) als Substitut.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass eine Fokussierung von demographischen Analysen auf Frauen und deren Eigenschaften zwar durchaus begründet ist, aber dennoch Unterschiede in Abhängigkeit vom Partner bestehen, die nicht zu vernachlässigen sind. Die Bildung des Partners und insbesondere das damit verbundene Erwerbspotenzial sind sowohl Ressource als auch Restriktion für die Familienplanung und -gründung des anderen. Damit gilt beides: Die Geburt von Kindern ist eine Entscheidung von Paaren, in der sowohl die Haushaltszusammensetzung als auch die Individualrationalitäten zum Tragen kommen.

Unsere Ergebnisse sind jedoch nur als erste Hinweise auf die dargestellten Zusammenhänge zu sehen: So überlagern sich beispielsweise nicht nur die Bildungs- und Fertilitätsentscheidung, sondern möglicherweise ebenfalls die Partnerwahl, Kinderwunsch und Beziehungsstabilität. Dazu sind weitere Analysen mit Hilfe von Längsschnittdaten, die Informationen sowohl zur Kinder- als auch zur Partnerbiographie enthalten, unerlässlich. Die hierzu notwendigen Daten, die partner- und partnerschaftsbezogene Informationen im Längsschnitt beinhalten, sind bislang allerdings kaum vorhanden.

Literatur

- Allison, Paul D. (1999): Comparing Logit and Probit Coefficients Across Groups. In: *Sociological Methods & Research*, 28, 2, S. 186-208.
- Andersson, Gunnar, Ann-Zofie Duvander und Karsten Hank (2005): Erwerbsstatus und Familienentwicklung in Schweden aus paarbezogener Perspektive. In: Angelika Tölke und Karsten Hank (Hrsg.): *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 220-234.
- Blohm, Michael (2006): Einstellungen zur Rolle der Frau. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 516-523.
- Blossfeld, Hans-Peter und Ursula Jaenichen (1990): Bildungsexpansion und Familienbildung. Wie wirkt sich die Höherqualifikation der Frauen auf ihre Neigung zu heiraten und Kinder zu bekommen aus? In: *Soziale Welt*, 41, S. 454-476.
- Brüderl, Josef und Thomas Klein (1991): Bildung und Familiengründung: Institutionen- versus Niveaueffekt. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, S. 323-335.
- Brüderl, Josef und Thomas Klein (1993): Bildung und Familiengründungsprozess deutscher Frauen: Humankapital und Institutioneneffekt. In: Andreas Diekmann und Stefan Weick (Hrsg.): *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Corijn, Martine, Aart C. Liefbroer und Jenny de Jong Gierveld (1996): It Takes Two to Tango, Doesn't It? The Influence of Couple Characteristics on the Timing of the Birth of the First Child. In: *Journal of Marriage and Family*, 58, 1, S. 117-126.
- Duschek, Klaus-Jürgen und Heike Wirth (2005): Kinderlosigkeit von Frauen im Spiegel des Mikrozensus. Eine Kohortenanalyse der Mikrozensus 1987 bis 2004. In: *Wirtschaft und Statistik*, 2005, 8, S. 800-820.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 3: Soziales Handeln*. Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Klawon, Emily und Jill Tiefenthaler (2001): Bargaining over family size: The determinants of fertility in Brazil. In: *Population Research and Policy Review*, 20, S. 423-440.
- Klein, Thomas (2003): Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 6, S. 506-527.
- Kohlmann, Annette und Johannes Kopp (1997): Verhandlungstheoretische Modellierung des Übergangs zu verschiedenen Kinderzahlen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 26, 4, S. 258-274.
- Kreyenfeld, Michaela (2002): Time-squeeze, partner effect or self-selection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany. In: *Demographic Research*, 7, 2, S. 15-48.
- Kurz, Karin (2005): Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. In: Angelika Tölke und Karsten Hank (Hrsg.): *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 178-197.
- Lechert, Yvonne, Julia Schroedter und Paul Lüttinger (2006): Die Umsetzung der Bildungsklassifikation CASMIN für die Volkszählung 1970, die Mikrozensus-Zusatzerhebung 1971 und die Mikrozensus 1976-2004. Mannheim.

- Long, J. Scott und Jeremy Freese (2006): *Regression Models for Categorical Dependent Variables Using Stata*. College Station, TX: Stata Press.
- Miller, Warren B. und David J. Pasta (1996): Couple disagreement: Effects on the formation and implementation of fertility decisions. In: *Personal Relationships*, 3, S. 307-336.
- Nave-Herz, Rosemarie (2004): *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim, München: Juventa.
- Schmitt, Christian (2005): Kinderlosigkeit bei Männern – Geschlechtsspezifische Determinanten ausbleibender Elternschaft. In: Angelika Tölke und Karsten Hank (Hrsg.): *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 18-43.
- Schmitt, Christian und Ulrike Winkelmann (2005): Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. In: *DIW Berlin Discussion*, 473.
- Thomson, Elizabeth und Jan M. Hoem (1998): Couple Childbearing Plans and Births in Sweden. In: *Demography*, 35, 3, S. 315-322.
- Tölke, Angelika (2005): Die Bedeutung der Herkunftsfamilie, Berufsbiografie und Partnerschaften für den Übergang zur Ehe und Vaterschaft. In: Angelika Tölke und Karsten Hank (Hrsg.): *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 98-126.
- Wirth, Heike (2007): Kinderlosigkeit von hochqualifizierten Frauen und Männern im Paarkontext – Eine Folge von Bildungshomogamie? In: Michaela Kreyenfeld und Dirk Konietzka (Hrsg.): *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167-199.

Anhang

Tabelle A1: Kohortendesign der multivariaten Analysen

Erhebungsjahr	Alter der Frauen im Erhebungsjahr	
	Geburtskohorte 1974-1976	Geburtskohorte 1964-1966
1996	20-22	30-32
1997	21-23	31-33
1998	22-24	32-34
1999	23-25	33-35
2000	24-26	34-36
2001	25-27	35-37
2002	26-28	36-38
2003	27-29	37-39
2004	28-30	38-40

Tabelle A2: Häufigkeiten unterschiedlicher Bildungskonstellationen (Zellenprozent)

	Bildung der Frau									Gesamt
	Kein Abschluss	Hauptschule		Mittlere Reife		Abitur		FH	Universität	
		ohne Ausb.	mit Ausb.	ohne Ausb.	mit Ausb.	ohne Ausb.	mit Ausb.			
Bildung des Mannes	1a	1b	1c	2b	2a	2c_allg	2c_berufl	3a	3b	
1a	1.19	0.26	0.12	0.07	0.10	0.02	0.01	0.01	0.01	1.78
1b	0.44	3.91	1.02	0.52	0.72	0.12	0.19	0.01	0.04	6.97
1c	0.42	3.72	12.18	0.72	9.04	0.22	2.08	0.30	0.30	28.99
2b	0.03	0.36	0.11	0.84	0.43	0.15	0.13	0.04	0.03	2.12
2a	0.10	0.82	3.65	0.74	20.44	0.21	2.91	0.63	0.93	30.42
2c_allg	0.03	0.16	0.11	0.18	0.18	0.45	0.22	0.04	0.15	1.52
2c_berufl	0.04	0.26	0.96	0.23	3.32	0.22	3.25	0.38	0.55	9.21
3a	0.03	0.20	0.44	0.19	2.58	0.15	1.77	1.56	0.92	7.86
3b	0.02	0.11	0.26	0.15	2.34	0.26	2.15	0.85	5.01	11.14
Gesamt	2.31	9.79	18.85	3.65	39.16	1.80	12.71	3.82	7.92	100

Daten: Mikrozensus 2004 (Scientific Use File), bezogen auf Ehen und NELs mit Frauen im Alter von 38-40 Jahren (N=16.431).

Tabelle A3: Kohortenspezifische Modelle: Einfluss der Bildung von Männern und Frauen bzw. ihren Partnern auf die Elternschaft, logistische Regression, odds ratios, exp(β)

	Modell (A1) Kohorte 1994-1966	Modell (A2) Kohorte 1974-1976
Bildung der Frau		
kein Abschluss	1.57***	6.78***
Hauptschulabschluss		
ohne Ausbildung	1.27***	4.58***
mit Ausbildung	0.99	1.76***
Mittlere Reife		
ohne Ausbildung	1.05	2.30***
mit Ausbildung	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Fachhochschulreife/Abitur		
ohne Ausbildung	0.76***	1.48***
mit Ausbildung	0.71***	0.55***
Fachhochschulabschluss	0.58***	0.49***
Hochschulabschluss	0.48***	0.32***
Bildung des Mannes		
kein Abschluss	0.88	1.58***
Hauptschulabschluss		
ohne Ausbildung	0.78***	1.39***
mit Ausbildung	0.85***	1.33***
Mittlere Reife		
ohne Ausbildung	0.72***	0.92
mit Ausbildung	<i>Referenz</i>	<i>0.52***</i>
Fachhochschulreife/Abitur	0.54***	0.68***
ohne Ausbildung	0.70***	0.68***
Alter der Frau		
Dummyvariablen. Prob>F	0.000	0.000
N	72.644	22.647
pseudo R ² (Mc Fadden)	0.025	0.143
X ² (df)	1753 (26)	4474 (26)
Prob>F	0.000	0.000

Bemerkungen:

1. Kinder innerhalb der Partnerschaft werden nach dem Koresidenzprinzip erfasst.
2. Das Alter der Frau wird in allen Modellen kontrolliert.
3. Signifikanzniveaus: * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001
4. Die odds ratios (exp(β)) geben an, um welchen Faktor eine Variable die bedingte Wahrscheinlichkeit zur Elternschaft erhöht oder reduziert. Werte über 1 bedeuten eine Zunahme der bedingten Wahrscheinlichkeit, Werte kleiner als 1 eine entsprechende Reduktion.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).

Tabelle A4: Familienstands-spezifische Modelle: Einfluss der Bildungskonstellation und des Bildungsniveaus der Frau auf die Elternschaft, logistische Regression, odds ratios, exp (β)

	Modell (A3) Ehen	Modell (A4) NEL
Bildungskonstellation:		
Allgemeinbildender Schulabschluss		
Hypergamie	0.73***	0.14*
Homogamie	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Hypogamie	0.93***	0.65
Beruflicher Bildungsabschluss		
Hypergamie	1.14***	1.62
Homogamie	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Hypogamie	0.93	2.25
Bildung der Frau		
kein Abschluss	2.05***	5.41
Hauptschulabschluss		
ohne Ausbildung	1.31***	2.57
mit Ausbildung	1.06*	1.53
Mittlere Reife		
ohne Ausbildung	1.03	0.69
mit Ausbildung	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Fachhochschulreife/Abitur		
ohne Ausbildung	0.61***	0.69
mit Ausbildung oder FH	0.60***	0.15*
Hochschulabschluss	0.44***	0.25
Alter der Frau		
Lineare Altersvariable	1.12***	1.18***
N	84993	10298
Pseudo R ² (Mc Fadden)	0.048	0.114
χ^2 (df)	3763 (12)	51 (12)
Prob>F	0.000	0.003

Bemerkungen:

1. Kinder innerhalb der Partnerschaft werden nach dem Koresidenzprinzip erfasst.
2. Das Alter der Frau wird in allen Modellen kontrolliert.
3. Signifikanzniveaus: * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001
4. Die odds ratios (exp(β)) geben an, um welchen Faktor eine Variable die bedingte Wahrscheinlichkeit zur Elternschaft erhöht oder reduziert. Werte über 1 bedeuten eine Zunahme der bedingten Wahrscheinlichkeit, Werte kleiner als 1 eine entsprechende Reduktion.

Daten: Mikrozensus 1996-2004 (Scientific Use Files).